

Soziales nicht auf Physisches reduzieren lasse. Es gebe einen »Raum der Gründe«, in dem sich ein gespeichertes kollektives Wissen aus den gemeinsamen kognitiven Leistungen vergangener Generationen aufgebaut habe. Darum begegneten dem Gehirn die Zeichen seiner physischen Umwelt nicht unmittelbar, sondern nur über dieses kollektive Wissen. Und deshalb strukturierte sich im »Raum der Gründe« das bewusste Urteilen und Handeln, das für das performativ mitlaufende Freiheitsbewusstsein konstitutiv ist. Einmal mehr warnen Sie so vor vereinfachenden Erklärungen, die den Menschen in seinem Kern in Frage stellen.

Schließlich werden Sie nicht müde, auf eine Entwicklung hinzuweisen, die sich in den letzten Jahren kontinuierlich verstärkt hat und die nicht nur Ihnen Sorge bereitet, nämlich darauf, dass der Markt sich nicht mehr mit der Rolle eines nützlichen und anderen wirtschaftlichen Organisationsmodellen überlegenen Instruments abfindet, sondern immer öfter gesamtgesellschaftliche Entscheidungen trifft, obwohl er für deren ökologische und soziale Folgen blind ist. Da sprechen Sie vom Modell eines Weltwirtschaftsregimes, das unter anderem geprägt sei

durch das anthropologische Bild vom Menschen als einem rational entscheidenden Unternehmer, der seine eigene Arbeitskraft ausbeutet, und durch das ökonomische Bild einer Demokratie, die den Staatsbürger auf den Status von Mitgliedern einer Marktgesellschaft reduziert und den Staat zum Dienstleistungsunternehmen für Klienten und Kunden umdefiniert. Das Gemeinwesen trocken aus, je mehr die Lebenswelt ökonomischen Imperativen unterworfen werde. Dem kann ich nur zustimmen.

Das sind vier Beispiele für Ihr stetes Bemühen, Ihren Mitmenschen die Augen zu öffnen, sie auf zentrale Probleme unserer Gegenwart aufmerksam zu machen und sie durch die Kraft der von Ihnen vorgebrachten Argumente von dem Weg zu deren Lösung zu überzeugen, den Sie für richtig halten, sie aber auch zum Widerspruch herauszufordern. Dass dabei die Kritik im Vordergrund steht, kann nicht verwundern. Denn nur Kritik führt zur immer neuen Prüfung der eigenen Positionen und endlich zu einem neuen Konsens.

*Leicht gekürzte Laudatio anlässlich der Verleihung des NRW-Staatspreises an Prof. Jürgen Habermas in Bonn am 7. November 2006.*

Günther Specovius

## Kein Abschied vom Teufel

Ein Blick ins Abendprogramm des Fernsehens in der ARD zeigt folgende Filme hintereinander, nur unterbrochen von Nachrichten: *Die Versuchung*, *Carrie – des Satans jüngste Tochter*, *Mit teuflischen Grüßen*. Vom Beginn kirchlicher Kunst im frühen Mittelalter bis in die Neuzeit hat es immer drei Typen des Teufels gegeben: den Unhold in Menschengestalt, den Schädiger als Tier und eine Mischung

von beiden. Die Außenfronten der Kathedralen bieten ein wahres Pandämonium des Unreinen, angefangen von Teufelsgestalten und menschenähnlichen Dämonen bis zu wirklichen und chimärischen Tieren sowie tierischen Zerrbildern des Menschlichen. Auf den Altarbildern im Innern dagegen besiegt der Erzengel Michael den Teufel als Drachen und brennen die ewigen Feuer der Hölle. In keiner

Religion wurde das Böse so verdichtet, wenn auch in vielerlei Masken, wie in der Figur des Satans im Christentum.

Seitdem sich die künstlerische Bewältigung des Themas in traditioneller Weise erschöpft hat, tauchen die altbekannten drei Grundtypen in der Welt Hollywoods wieder auf. Zum Beispiel geht der Teufel persönlich auf Seelenfang in dem Streifen *Angel Heart*, hat King Kong, der Riesenspinne, über den Straßenschluchten von New York eine weiße Frau in seiner Gewalt und taucht in *Nosferatu – Eine Symphonie des Grauens* ein Mischwesen aus Mensch und Tier auf, der blutsaugende Vampir. In keinem Filmgenre gibt es, abgesehen vom Drama, so viele *Remakes* wie in dem des Horrors.

Da der Fürst der Finsternis ein Meister der Täuschung ist, hat er in der Filmserie *Omen* einen kleinen Sohn. Dieser nimmt an der Beerdigung seines Vaters teil, für dessen Tod er verantwortlich ist – an der Hand seines Paten, des amerikanischen Präsidenten. Viel häufiger, nämlich ein abendländisches Dauerthema, sind

Frauen, »vom Teufel besessenes Fleisch, das aus dem Leib der Heiligen Kirche herausgeschnitten werden muss«: die Hexen. Jüngst hat man wochenlang über den Film *Requiem* diskutiert, obwohl er auf einem Ereignis beruht, das Jahrzehnte zurückliegt, dem authentischen Fall einer Teufelsaustreibung an einer 21jährigen in Süddeutschland. Wäre eine solche Beschwörung böser Geister auch heute noch möglich? Wer will das bezweifeln, gibt es doch an der Universität des Vatikans immer noch Kurse für Exorzisten. Doch scheint es heute undenkbar, dass die Unionsparteien gegen einen Illustrierten-Artikel protestieren, der die Frage aufwirft, ob »in der Hölle wirklich ein Feuer brennt«. So geschehen 1962, als Gerd Bucerius, damals nicht nur Verleger der ZEIT, sondern auch des STERN, die Empörung zum Anlass nahm, die CDU zu verlassen.

Heute komponiert niemand mehr eine Höllenfahrt, wie es noch Mozart in *Don Giovanni* tat. Das bedeutet nicht, dass der Satan in der Musikszene ausgespielt hat.

Abgesehen von Komponisten wie Penderecki und Schnittke, die sich über ihre literarischen Vorlagen mit ihm auseinandersetzen, existiert eine Bewegung sogenannter »Satanisten«, der vorwiegend Jüngere angehören und in der Musik eine entscheidende Rolle spielt. Nun gibt es schon seit langem Lieder, die mit Gott und dem Glauben ringen, im Pop. Da entsteht dann eine donnernde Vertonung des 40. Psalms wie durch die irischen Band U2, die sich der Begeisterung von rund 150 amerikanischen Episkopal-Gemeinden erfreut, denn »U2« ist für nichts Geringeres angetreten, als um die Menschheit von Depressionen und Dämonen zu befreien. Das andere Extrem bilden die »Satanisten«, wie das kalifornische Metal-Quartett *Slayer*, das zum Lobpreis des Leibhaftigen musiziert. Die »Satanisten« betonen, dass sie weder Blut trinken noch Kinder schänden, sondern vor allem das duale System von Gut und Böse in Frage stellen, nach dem die meisten leben. Sie wollen, wie sie sagen, die »satanische Kraft« durch Rituale, Opfer und Anrufungen geneigt machen. Man macht es sich zu leicht, solche Erscheinungen als momentane Verirrung oder aus der Lust an Thrill-Effekten in einer von Langeweile überbordenden Wohlstandsgesellschaft zu erklären. Dafür ist die Bewegung zu alt, beruft sie sich doch u.a. auf Nietzsche und den 1947 verstorbenen Aleister Crowley und seinen Grundsatz: »Tu, was du willst, soll sein das ganze Gesetz«.

Polanskis Film *Rosemaries Baby* wurde oft als Persiflage auf übertriebene Satansängste aufgefasst, dabei wurde Polanskis Frau, Sharon Tate, von Satanisten ermordet. Es waren satanistische Rechtsextremisten, die in den letzten Jahren in Norwegen mehr als zwanzig der jahrhundertalten Stabholzkirchen in Brand steckten. *Black Metal* ist nicht nur Musik wie aus dem Presslufthammer – wenn man sie überhaupt als Musik bezeichnen kann –, ihre Anhänger vereinigen auch nicht

selten Neuheidentum und Neonazismus. Der rechte Rand von *Black Metal* ist global vernetzt, mit Schwerpunkten nicht zuletzt in Osteuropa.

Der Teufel ist also keineswegs seit der Aufklärung ins Kasperletheater verbannt worden, wie man gelegentlich lesen kann. In der Literatur hatte er ohnehin seinen Stamplatz nie verloren, auch wenn er nicht mehr als eine Pech- und Schwefelgestank verbreitende Bocksgestalt auftritt. Ohnehin führen wir ihn ständig im Munde. Da hat einer den Teufel im Leib oder malt ihn an die Wand. Ein anderer packt in an den Hörnern oder am Schwanz. Den Dritten soll der Teufel holen, oder er soll sich ihm scheren. Jemand kommt in Teufels Küche. Ein andermal hat der Teufel die Hand im Spiel. Und in der Not frisst der Teufel sogar Fliegen. »Gott ist widerlegt«, schrieb Friedrich Nietzsche, »der Teufel nicht«.

Ohne den Satan ist die Literatur des Abendlandes überhaupt nicht denkbar. Ein erster großer Höhepunkt war Dantes *Göttliche Komödie*, jene Wanderung durch Hölle, Fegefeuer und Paradies. Ist dies nur eine mittelalterliche Kosmologie, wunderbar zu lesen, aber ohne Bezug zu uns? Oder könnte sie auch dazu führen, das Teuflische nicht wie üblich psychomechanisch aus dem Innern abzuleiten, sondern in einen über uns hinausgehenden Zusammenhang einzuordnen? In diese Richtung zielen Überlegungen des Bostoner Religionssoziologen Peter L. Berger in seinem neuen Buch mit dem fragenden Titel *Erlösender Glaube*?

Das zweite religiöse Weltgedicht nach Dante war Miltons *Verlorenes Paradies*. Hier wird Luzifer, der gefallene Engel, zum ersten Mal zum Rebellen gegen eine festgefügte Weltordnung. In seinem Trotz können Reformen, Utopisten, und Freigeister das Urbild ihrer eigenen Auflehnung sehen. Einen Wesenswandel erfährt er als Mephisto. In seiner berühmtesten Verkörperung in Goethes *Faust* ist er aal-

glatt-servil und von kalter Intelligenz. Was oft übersehen wird: bei Goethe, und nicht nur bei ihm, tritt Satan nicht als der große Widersacher Gottes auf, sondern gewissermaßen als Werkzeug und Unterteufel: »ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will« – so dass man Faust und Mephisto durchaus als eine Person sehen kann. Keine europäische Nation, die nicht ihren dichterischen Teufelsbeitrag geleistet hätte, ob nun bei den Engländern Byron und Shelley, bei den Franzosen Victor Hugo und Maupassant, bei den Russen Dostojewski und Bulgakow.

Besonders oft ist das Motiv des Teufelspaktes in der deutschen Literatur vertreten, vor mehr als 500 Jahren schon mit dem Volksbuch vom Dr. Johann Faust. Goethe, Klinger, E.T.A Hoffmann, Hauff, Chamisso, Mörike, Thomas Mann lassen ihre Helden die Seele tauschen gegen Geld und Macht oder das Wissen, das die Welt im Innersten zusammenhält. Jahr für Jahr gibt es einen *Jedermann* nicht nur in Salzburg, sondern auch in Hamburg, wo ein Reicher seine Seele an den Teufel verkauft, um in den Besitz der Speicherstadt zu kommen. Tagespolitische Anspielungen machen aus dem Stück mehr als eine Parabel.

Und auch im modernen deutschen Roman ist der Teufel nach langer Abwesenheit wieder aufgetaucht. In Ingo Schulzes Roman *Neue Leben* geht es um einen jungen Mann, der zu DDR-Zeiten am Theater arbeitet, von einem Leben als Dissident und Dichter träumt, bis dann nach der Wende ein alter Bekannter auftaucht, raffiniert eingeführt von einem Autor, der die diesbezüglichen Stellen bei Goethe und Thomas Mann, aber nicht nur dort, gelesen hat. Und so wird unser Held auf den rechten kapitalistischen Weg gebracht durch einen Teufel – als Unternehmensberater.

Warum ist er nicht totzukriegen, zumindest nicht als dichterische Fiktion? Wo kommen die Teufelsbilder her? Exis-

tiert der Teufel nicht nur als Symbol, sondern als reale Person? In der hebräischen Bibel, dem Alten Testament, ist er nach überkommener Auffassung ein Engel, der sich vor Erschaffung der Welt aus Hochmut gegen Gott auflehnte und aus dem Himmel gestürzt wurde. Zum Feind Gottes geworden, will er nunmehr dessen Plan mit den Menschen vereiteln. In der Gestalt der Schlange verleitet er Adam und Eva, von der verbotenen Frucht zu essen, so werden beide zu Sündern. Diese Auffassung wurde ins Neue Testament übernommen und wird so auch im Islam geteilt.

Neuere Ausleger, evangelische wie katholische, folgen jedoch der jüdischen Auffassung, der zufolge der Teufel der hebräischen Bibel sozusagen zu Gottes Hofstaat gehört. Er tritt als Ankläger oder als Prüfer der Menschen auf. Doch Gott ist die einzige Macht. »Ich bin der Herr, und sonst keiner mehr«, heißt es bei Jesaja. »Ich erschaffe das Licht und mache die Finsternis. Ich bewirke das Heil und schaffe das Unheil. Ich bin der Herr, der das alles vollbringt.«

Im Gegensatz zum Alten Testament spielt der Teufel im Neuen eine bedeutende Rolle, obwohl Jesus ihn wie einen Blitz vom Himmel fallen sieht. Er tritt als Versucher Jesu und anderer Menschen auf, verbreitet Krankheiten, verfolgt die Gläubigen und erfährt seinen Sturz am Ende aller Tage. Es ist jene Schlacht von Harmagedon, von der unter den Fundamentalisten Amerikas soviel die Rede ist.

Auch wenn es eine von kirchlichen Autoritäten vorgenommene oder auch nur geduldete Gleichsetzung von Juden, Zigeunern, sogenannten »Hexen« und anderen Minderheiten mit dem Teufel nicht mehr gibt, so sind, wie wir täglich erfahren, Begriffe wie »Satan« oder »Achse des Bösen« aus dem politischen Sprachgebrauch nicht verschwunden. Da überall in der Welt, mit Ausnahme Westeuropas, eine verstärkte Zuwendung zur Religion festzustellen ist,

wird sich an der Verteufelung des Gegners auch in Zukunft nichts ändern.

Ist er nun eine Person oder ein Symbol? Für den Katholischen Erwachsenen-Katechismus existiert der Teufel, der »Vater der Lüge«, und für die Evangelikalen vor allem jenseits des Ozeans auch. Viele evangelische und katholische Theologen sehen in ihm inzwischen aber nur noch ein Sinnbild der Erfahrung lebensfeindlicher Gedanken und Mächte.

Warum Gott das Böse zugelassen hat, von alltäglichen Vergehen bis zu Aussch-

witz, darüber können wir rätseln. Der Hinweis auf den Teufel taugt nicht als Entlastung. Für die gottgewollte Freiheit der Entscheidung zwischen Gut und Böse bedürfen wir nicht des Satans. »Die Hölle, das sind die anderen«, sagte Sartre. Nein. Teuflich können wir selber sein.



Günther Specovius (\*1932)  
Freier Autor und Publizist,  
lebt in Hamburg.

Judith Klein

## Kunst im öffentlichen Raum

*Fontaine Stravinsky und Holocaust-Mahnmal*

»Unsere Meisterwerke bleiben außerhalb und oberhalb, in ihrem goldenen Ghetto, unfähig, ›hinabzusteigen‹ und in unsere kollektive Psyche einzudringen«, schrieb der Schriftsteller Romain Gary 1978 im Vorwort zur amerikanischen Ausgabe seines Romans *Europa*. Er beklagte, Kunst sei in Europa keine lebendige ethische Kraft, die die Beziehungen zwischen den Menschen, ihr Denken und ihre Praxis bestimme. Inzwischen sind viele Werke ›hinabgestiegen‹ in die Öffentlichkeit und in den öffentlichen Raum. Sind sie auch in die kollektive Psyche gedrungen?

Die Glitzerwelt des westdeutschen Wirtschaftswunders nahm Kunstwerke als »Kunst am Bau« auf: als verbogene Riesen-Heftklammern an Bürogebäuden, als metallische Passanten in Fußgängerzonen, als Marktfrauen auf Marktbrunnen. Die »Kunst am Bau« zitierte die Wirklichkeit, verklärend oder ironisch, und produzierte, so sagten manche Kritiker, nicht Kunst, sondern Kitsch und Belangloses. Zwei Dekaden später emanzipierte sie sich zur »Kunst im öffentlichen Raum«,

die sich der Abstraktion öffnete und Distanz zum Alltag pflegte. Es dauerte nicht lange, und sie wurde zum Dorn im Auge vieler Künstler und Kulturmanager; sie erschien ihnen zu abgehoben vom Leben, den »eentlichen« Aufgaben fremd. Kurz vor der Jahrtausendwende machte die »Kunst im öffentlichen Raum« der »künstlerischen Intervention im Stadtraum« Platz, bei der sich Kunst und Publikum begegnen und aufeinander wirken sollten – zumindest einen Augenblick lang.

So interessant die »Kunstintervention« sein mochte, so bedauerlich war, dass sich das Mehr an Freiheit, das sie bedingte, mit einem Mehr an Ideologie und Nutzenkalkül verband, als ob der freie Zugang zur Kunst mit unmittelbarer Aufklärung und gesellschaftspolitischem Handeln beglichen werden müsste. »Kunst als Werkzeug« sollte helfen, die Abkopplung der Stadtbewohner von ihrem urbanen Umfeld und ihre Entfremdung vom öffentlichen Raum aufzuheben.

Manch ein Kunstwerk ist wie ein Baum, der da ist und Sauerstoff gibt. Man